

# Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 37 — Sonntag, den 12. September 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

## Moderne Badeorte u. das Reisen vor 400 Jahren

Unser Titelbild führt uns nach Oberschlema und wir haben den Anblick eines modernen Badeortes, der den Ruf unseres Erzgebirges in alle Welt trägt. In der Tat werden auch dem verwöhntesten Badegast hier alle Annehmlichkeiten geboten. Wer noch vor einigen Jahren nach Oberschlema kam, fand dort einen schlichten Erzgebirgsort und man ist erstaunt, wie sich das Bild in so kurzer Zeit wandeln konnte. Alte baufällige Winkel der Stadt wurden niedrigerissen, um neuen wunderbaren Anlagen Platz zu machen. Ein Zustrom von Fremden setzte ein und siehe da, ehe man sichs gedacht, war der moderne Badeort Oberschlema geboren. Einschmelzende Musik klingt vom Kurpark herüber, eine große Welt ist um uns und wir haben die alte Zeit vergessen. Wirklich vergessen — so fragen wir uns. Da spüren wir in uns aber doch noch manch liebe und schöne Erinnerung aus alter Zeit. Wir wollen hier nicht von der Geschichte des Kurortes Oberschlema sprechen; sie ist in unseren Tagen hinreichend bekannt durch die Prospekte der Kurverwaltung, nein, wir wollen einmal davon reden, wie man etwa vor 400 Jahren zu reisen pflegte und wir werden uns selbst nicht wiedererkennen, wenn wir die alte Zeit vergleichen mit den modernen Hotel- und Gastwirtsverhältnissen der Gegenwart. Der schlichteste Landgasthof unserer Tage bietet uns Luxus gegenüber dem, was z. B. Erasmus von Rotterdam, der berühmte humanistische Gelehrte, erlebte und um 1500 in einem Brief an seinen Freund nach Padua berichtet:

Vor allem suchte jeder Gastwirt in Deutschland den Eindruck zu vermeiden, als wolle er Gäste werben. Deshalb war längeres Klopfen vor der Tür nicht zu umgehen. Wenn man lange genug gerufen hatte, so schob sich ein Kopf aus einem Fensterchen der warmen Stube heraus. Dieser Kopf mußte befragt werden, ob Quartier zu haben sei. Schüttelte er sich nicht energisch hin und her, so konnte man damit rechnen, daß Platz vorhanden sei. War das Pferd besorgt — denn man reiste fast ausschließlich zu Pferde — so wanderte man mit schmutzigen Stiefeln, Mantelsack und sonstigem Reisegerät in die einzige Stube, die zum Gebrauch für alle Gäste diente. In dieser allgemeinen Wirtstube wurden die Stiefel ausgezogen, die Wäsche gewechselt und die nassen Kleider am Feuer getrocknet. Wer

verwegen genug war, das Waschwasser zu benutzen, mußte schleunigst um anderes bitten, um die erste Schmutzbrühe wieder abzuspuhlen. Wer Nachmittag oder gegen Abend eintraf, mußte bis 9 und 10 Uhr auf das Essen warten, das nicht früher zubereitet wurde, bis alle Gäste zusammen waren. Es kamen oft 80 bis 90 Gäste: Fußgänger, Reiter, Kaufleute, Schiffer. Fuß-



Oberschlema — Neues Kurhotel und Badehaus

leute, Weiber und Kinder, Gesunde und Kranke in einem Wirtshaus zusammen. Der Eine kammte sich, der Andere trocknete den Schweiß, der Dritte säuberte seine Stiefel, kurz, es war eine Menschen- und Sprachvermischung, wie man sie sonst nirgends so vollständig erleben konnte. War Niemand mehr zu erwarten, erschien der Hausknecht, gewöhnlich ein alter Mann mit grauem Bart, und überzählte die Gäste mit den Augen. Je mehr er zählte, umso stärker wurde eingeheizt, auch wenn es draußen gar nicht kalt war. Konnte jemand den Dunst nicht vertragen und lüftete ein Fenster, so hieß es: „Mach zu!“ und bei einer weiteren Beschwerde: „Suche Dir eine andere Herberge!“ Sobald die segeltuchartigen Tischtücher gedeckt waren, setzte sich Alles, ohne Unterschied der Person an den ersten besten Tisch. Dann erschien wieder der graue Mann und brachte jedem einen hölzernen Teller und einen Löffel nebst einem Glaskrug; darauf Brot, womit man sich die Zeit vertriebe, bis der Brei gekocht war. Ungeduld durfte keiner zeigen, sonst hieß es wieder: „Such Dir eine andere Herberge!“ und der Unzufriedene mußte das Haus ver-

lassen. Endlich kam Wein, aber — guter Gott — was für ein Wein! Keinen andern sollte man seinen Feinden wünschen, so sauer und scharf war er. Auch wenn ein Gast heimlich Geld bieten wollte, um eine andere Sorte zu erhalten, erhielt er nur zur Antwort: „Hier sind schon so viele Edelleute, Grafen, ja Fürsten eingekehrt und noch niemand hat über den Wein geklagt; wem hier nicht ansteht, der kann sich eine andere Herberge suchen.“ Endlich kamen nach langem, langem Warten die Schlüssel, und zwar in der ersten gewöhnlich Brotschnitten mit Fleischbrühe oder an Festtagen in Gemüsebrühe getunkt. Dann ein Ragout oder aufgewärmtes Salzfleisch. Dann ein Brei, wieder eine derbere Speise, und wenn man fast satt war, kam ein guter Braten oder Fisch, der aber nicht für alle reichte und bald wieder abgetragen wurde. Es hilft auch garnichts — so erzählt Erasmus — wenn jemand rief: „Abgeräumt, wir essen nicht mehr —“. Man mußte vielmehr eine gewisse Bußzeit absitzen, die der Wirt nach der Uhr bemaß. Endlich kam noch einmal der Graubart und fragte: „Hat Einer noch Hunger?“ Wenn niemand sich meldete, wurde ein besserer Wein gebracht, man sah gerne die Leute, die viel tranken, obgleich die mäßigen Trinker ebensoviel bezahlen mußten. Sobald das Letzte abgetragen war, nämlich der Käse, der tüchtig riechen und voll Maden sein mußte, erschien wieder der Graubart mit einer Schiefertafel, worauf mit Kreide Kreise und Halbkreise gezeichnet waren. Diese legte er stillschweigend auf den Tisch und jeder, der sich auf diese Malerei verstand, legte nach der Reihe seine Zeche darauf. War Einer besonders müde und wollte sich gleich nach dem Essen niederlegen, so befahl man ihm zu warten, bis auch die Andern schlafen gingen, — andernfalls müsse er sich eine andere Herberge suchen. Erst, wenn Alle soweit waren, wurde Jedem sein kahles Lager gezeigt. Außer dem Bett, dessen Latzen wie die Segeltuchdecken bei Tisch aussah, gabs kein Möbel zur Bequemlichkeit. Das Beste bei diesen Wirtshäusern war, so meint Erasmus, daß Alle denselben Preis für die Bewirtung zu zahlen hatten, sie konnten trinken oder essen, soviel sie wollten; mehr Kosten entstanden dadurch nicht.“

## Vinden rauschen im Erzgebirge

In vielen Dörfern unserer erzgebirgischen Heimat stehen alte mächtige Linden und breiten ihre laubreichen Kronen weit aus. Im angenehmen Schatten der Bäume spielen die Kinder; des Abends sitzen die Alten auf den Holzbänken rings um den Stamm und erzählen von vergangenen Zeiten; des Sonntags versammelt sich wohl auch noch die Jugend des Dorfes zu Spiel und Tanz unter dem alten lieben Freunde.

Ed. Wagner schildert die Linde im Leben des Volkes und schreibt: Schon der weiche, elegische Klang des Namens, der den Charakter des Baumes, Milde und Zartheit, Anmut und Zierlichkeit andeutet, zieht unser Herz zu ihm; mehr noch das zarte Grün der herzförmigen Blätter der schützenden Krone, in der es zur Zeit der Blüte, wenn die Luft ringsum mit süßem Dufte erfüllt ist, summt und surrt von Tausenden fleißiger Bienen. Bei unseren Vorfahren war die Linde ein heiliger, der Göttin Freya geweihter Baum; auch bei den slawischen Völkern war der Baum mit den lieblich duftenden Blüten der Liebesgöttin Krasogani gewidmet. Da nun Freya als die nordische Venus aufgefaßt werden kann, so stimmen beide Völker in dem Kultus der Linde

überein. Wälderbildend ist die Linde in Deutschland nicht gewesen; nur in den heiligen Hainen waren die Wallfahrtsgänge mit Linden bepflanzt, im Schatten der dichten Kronen waren die Zeichen der Götter aufgestellt. Deshalb wurde auch der Baum von jung und alt mit Scheu und Ehrfurcht betrachtet; ihn zu beschädigen, galt als Frevel. Nach der Einführung des Christentums schnitzte man aus dem Lindenholze die Heiligenbilder und nannte das Holz *lignum sacrum*, d. i. heiliges Holz. Als ein der Freya geweihter Baum war die Linde gegen den Blitz gesiebt. Unter ihr suchten die alten Deutschen Schutz bei Gewittern. Dies veranlaßte viele, unter andern auch Karl den Großen, die Anpflanzung des Baumes in den Dörfern, auf den Marktplätzen, bei den Kirchen durchzuführen. Derartiger Brauch hat sich bis in die Gegenwart herein erhalten und in vielen

Städten hat die Linde Aufnahme und Pflege in den Straßen und Anlagen gefunden. Kein anderer Baum ist mit dem Leben des Volkes, mit seiner Liebe, mit Lust und Leid, mit Jubel und Trauer, mit Scherz und Ernst, mit Glauben und Unglauben so innig verbunden wie die Linde. Weil sie den Blitzstrahl abwendete, wurde sie zum Baume der Wohnlichkeit und des deutschen Hauses. Schirmend breitet sie ihr dichtes Gezweig über das Dach der Hütte wie der Burg; ihr Name klingt aus vielen deutschen Ortsnamen wie Lindental, Hohenlinden, Lindbeck, Lindau, Schönlinde, Linden usw. heraus; in den Siegeln und Wappen deutscher Städte und Geschlechter prangt die Linde oder ihr Blatt; als Baum der Liebe hat sie auf den Friedhöfen einen Platz gefunden. Der Stolz der Bewohner eines Ortes war stets die Linde in der Mitte des Dorfes. Auf den alten Bänken unter ihr versammelten sich die Alten zu ernster Beratung, zur sorgfältigen Erwägung der Gemeindeangelegenheiten, zu Rechtsurteilen über Leben und Tod. Hier jauchzte die Jugend, wenn der Lenz gekommen war und die Welt im herrlichen Schmucke glänzte. In ihrem Schatten kosteten des Abends die Liebenden und hielten traute Zwiesprache. Aus letzteren Gründen ist die Linde so oft in

den deutschen Volksliedern erwähnt. Schon Walter von der Vogelweide beginnt eines seiner Minnelieder mit den Worten:

„Unter den Linden auf der Heide,  
wo ich mit meinem Trauten saß —“

Und in den Liedern aus späterer Zeit können wir bei jedem, das in den ersten Zeiten die Linde erwähnt, schließen, daß wir ein Liebeslied vor uns haben. Statt vieler Beispiele sei nur an das innige Lied von W. Müller erinnert:

„Am Brunnen vor dem Tore  
Da steht ein Lindenbaum —“

Heine begründet die Vorliebe der Verliebten für die Linde in folgender Weise:

„Sieh das Lindenblatt, du wirst es  
wie ein Herz gestaltet finden,  
darum sitzen die Verliebten  
auch am liebsten unter Linden.“

Wenn auch die Linde an Größe und Kraft der königlichen Eiche nachsteht, so kann sie sich in Bezug auf Alter und Umfang mit jedem andern heimischen Baum messen. An verschiedenen Orten Deutschlands gibt es „Tausendjährige Linden“. Selbstverständlich knüpfen sich an sie mancherlei Sagen. Im benachbarten Böhmen ist u. a. jene Linde beachtenswert, die einst an der Grenze der Herrschaft Graupen und Geiersberg bei dem Vorwerk Scheune stand, weil in ihr die aus Schwarz flüchtenden Nonnen das wundertätige Marienbild versteckt haben sollen, das

### Kärmes!

Sei von Baam de Kirchn runner  
An de Schwarzbäär rei mitunner,  
Is de Ernt' a in Gang —  
Feiert mr mit fruhen Klang  
Nochert Kärmes in Dorj un Stadt!  
Vürhar gibts do Arbet satt.  
Alle sei se do mobil,  
Denn is gibt ze schaffen viel,  
's ward vor alln Dingen geschlacht,  
An wing gute Wurscht gemacht.  
Kimmst Besuch, do brauchst mr Broten.  
Drim kimmst a de Gans ze Schoden,  
An muß sig ihr Cabn noch lassen,  
Doß de Gäst racht könne assen,  
A gebaden ward drzu  
Gelei e ganzer Barg im Nu.  
Kuchn muß gaba von jeder Sorte  
Fei in jeden Haus im Orie.  
Is de Afferei in Schwung,  
Sahst de Mutter: „Madl, Gung!  
Nu giehts sei ans Känemachen!“  
Do gibts nochert nißt ze lachen.  
's ganze Haus von ubn bis unten  
Ward gefeiert un geschunden.  
An ze Kärmes siehts, Golt sei Dank,  
Schie un raanlich, bliheblant!